Claudia Siefen-Leitich: *Alice in Illness: „Kranke“ Frauen im Film*

Marburg: Schüren 2022, 88 S., ISBN 9783741004056, EUR 18,-

Mit der Pandemie rückten zuletzt Seuchen und Krankheiten im Film häufiger in den Blick der Filmwissenschaftler_innen und -kritiker_innen. Claudia Siefen-Leitich hat unabhängig von der Pandemie einen Essay über ‚kranke‘ Frauen im Film vorgelegt. Aktuell wirkt er trotzdem; auch weil er sich mit den seit #MeToo vermehrt analysierten Rollenbildern beschäftigt.

Es wäre naheliegend, die kranke, leidende, geschwächte Frau ausschließlich als Konstruktion mehrheitlich männlicher Filmschaffender zu begreifen, da sie „einen in vielen Kulturen auftretenden Fetisch von weiblichem Invalidentum und ebenso des weiblichen Schlafes“ (S.22) bediene – zumal Siefen-Leitichs Beispiele bis in die Stummfilmzeit zurückreichen. Schon früh stellt die Essayistin aber klar, dass sich diese Sicht mit Blick auf die Frauen hinter beziehungsweise in diesen Darstellungen wenden lasse: „Eine Schauspielerin wird einer [sic] ihrer wichtigsten Ausdrucksmittel beraubt: der Schönheit ihres Körpers und ihres Gesichts. Es bedarf also eines starken Selbstbewusstseins, sich mit einem eingeschränkten Körper auseinanderzusetzen“ (S.8). Dies ist eine spannende Prämisse, sofern man bereit ist, neben der Figur und ihrer Schwächung zugleich auch die Darstellerin und ihre Stärke mitzudenken beziehungsweise -zusehen.

Siefen-Leitich geht allerdings ohne „Anspruch auf Vollständigkeit“

(S.34) auf recht assoziative Weise vor, hangelt sich nicht chronologisch an der Filmgeschichte entlang, ordnet die Gedanken nicht nach Genres oder Produktionsländern – trotz des Hinweises auf unterschiedliche Krankheits- und Körperbilder in unterschiedlichen Kulturkreisen (vgl. S.18) –, arbeitet nicht streng systematisch konkrete Fragestellungen ab, sondern sie reiht Einfall an Einfall, worin man Schwäche und Stärke des Bandes gleichermaßen sehen kann.

Ausgangspunkte des Textes sind Tagebucheinträge von Alice James, Schwester des Autors Henry und des Soziologen William James –, die an Tuberkulose und Hysterie gelitten haben soll und tatsächlich an Brustkrebs litt – sowie, assoziativ aus deren Vornamen abgeleitet, Lewis Carrolls *Alice's Adventures in Wonderland* (1865), in dem der Körper der Protagonistin – wie auch in der frühen Verfilmung aus dem Jahr 1903 – „mal zu groß, mal zu klein [ist], oder er verschwindet gar völlig“ (S.10). Alice im *Wunderland* und Alice James, die den Brüdern zufolge hätte schreiben sollen, da sie das eigentliche Genie der Familie gewesen sei, sind Vorbilder dieser Materialsammlung zahlreicher Frauenfiguren, die sich nicht recht den Erwartungen fügen wollen: „Die kranke Frau im Film entzieht sich, ist vor allem aber nicht mehr dienstbar“ (S.20), sei umgeben vom „Hauch unweiblicher Dekadenz und Arroganz“

(S.21), wenn sie im Bett isst und/oder liest, „ist nun unangenehm und wütend, sie fordert ein, sie mutet ihrer Umwelt zu, Zeuge der Auseinandersetzung und Zentrierung ihrer selbst zu sein“ (S.22).

Infolgedessen nimmt Siefen-Leitich dann die Betten und deren Funktionen in den Blick, die Schlaf- und Frauenzimmer, die Bekleidung, die unmittelbare Umgebung der Frauen. Die unterschiedlichen Krankheiten und Krankheitsbilder stehen im Anschluss im Zentrum: und damit auch die Verlagerung von der Tuberkulose – „romantischer als die Pest, anständiger als die Pocken und urbaner als das Gelbfieber“ (S.38) – hin zum Krebs, der „sich nun als invasive, angstausslösende Krankheit und auch als Bote des Todes durchgesetzt“ (ebd.) habe. Das führt Siefen-Leitich wiederum zu den unterschiedlichen Schauspiel-Methoden, mit denen es solchen Krankheitsbildern gerecht zu werden gilt: Konstantin

Stanislawski, Lee Strasberg, Sanford Meisner, Maria Ouspenskaya, Stella Adler oder Suzuki Tadashi werden jeweils angerissen, um zu veranschaulichen, wie sich Schauspielerinnen des körperlichen Unwohlseins, des Fiebers, des Kreislaufzusammenbruchs und weiteren annehmen. Auch die kulturelle Bedeutung von Krankheitsbildern wird hier nochmals aufgegriffen, wenn Siefen-Leitich eine Reihe vieler knapper Filmbeispiele durchgeht (und mit ihnen etwa auch Michel Foucaults Sicht auf den Wahnsinn). Die reichhaltige Bebilderung – drei Filmstills auf nahezu jeder zweiten Seite, die vor allem Großaufnahmen kranker Frauen in ihren Betten enthalten – sorgt für eine gelungene Veranschaulichung, und gleichzeitig lässt auch die Filmografie am Ende auf den umfangreichen Kenntnisreichtum Siefen-Leitichs schließen.

Christian Kaiser (Hannover)